

O.W. BARTH 

LAURENT GOUNELLE

UND DU WIRST
DEN VERBORGENEN
SCHATZ
IN DIR FINDEN

ROMAN

Aus dem Französischen
von Alexandra Baisch und Felix Mayer

O.W. BARTH 

Die französische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Et tu trouveras le trésor qui dort en toi« bei Éditions Kero, Paris.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.ow-barth.de**



Deutsche Erstausgabe Oktober 2017

© 2016 Kero

© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe O. W. Barth Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Bibelzitate sind der Lutherbibel entnommen.

Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe,

© 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Die Zitate des Daodejing wurden aus dem Buch von Zen-Meister
Zensho W. Kopp: Lao-tse – Tao Te King, Das Buch vom Tao und der
Wirkkraft, Ramerberg, Oktober 2017, entnommen. Wiedergabe mit
freundlicher Genehmigung des EchnAton Verlags Diana Schulz.

Redaktion: Birgit Förster

Covergestaltung: Daniela Meyer

Coverabbildung: Vadim Georgiev / Shutterstock.com

Satz: Sandra Hacke

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-29278-5

Für meine Schwester Sophie

Wie eng ist die Pforte und wie schmal der Weg,
der zum Leben führt, und wenige sind's, die ihn finden!

Matthäusevangelium, 7, 14

ERSTER TEIL

Und stellt euch nicht dieser Welt gleich,
sondern ändert euch durch Erneuerung eures Sinnes.

Brief des Paulus an die Römer, 12, 2

ALICE KONNTE SICH EIN BREITES, zufriedenes Grinsen nicht verknäueln, als sie den Hörer auflegte. Bei der Ausschreibung des Emirats Katar war die Beratungsagentur, für die sie arbeitete, in die engere Auswahl gekommen. Die Qatar International Promotion Agency hatte sechs Monate zuvor diskret bekanntgegeben, dass sie nach einem westlichen Partner suchte, um das Image des Landes aufzupolieren und den Verdacht der Finanzierung des IS in Vergessenheit geraten zu lassen.

Nur noch fünf Agenturen waren jetzt in der Vorauswahl: zwei amerikanische, eine spanische, eine deutsche und ihre französische. Die Chancen, den Auftrag zu ergattern, standen also eins zu fünf, und Alice glaubte felsenfest daran.

Sie atmete tief ein, streckte sich in ihrem Bürostuhl nach hinten und drehte sich zu dem großen Fenster, in dem sich das Bild einer unternehmerischen Frau in einem strengen Kostüm spiegelte, das einen deutlichen Gegensatz zu ihren langen, leicht wilden kastanienbraunen Locken bildete. Sie schaltete die Schreibtischlampe aus, und ihr Bild verschwand. Im dreiundfünfzigsten Stock des Tour Montparnasse hatte man das Gefühl, als hinge man im Himmel, einem immer dunkler werdenden Abendhimmel, in dem ein paar Wolken unschlüssig herumdümpelten. In der Stadt zu ihren Füßen ging es lebhaft zu, und in den unzähligen Gebäuden, die sich bis zum Horizont erstreckten und in

denen Millionen von Menschen lebten, leuchteten überall nach und nach die Lichter auf. Wie immer zur Feierabendstunde waren die Straßen vollgestopft mit Autos, und auf den Gehsteigen wimmelte es nur so von kleinen, bedeutungslosen Punkten, die sich im Zeitlupentempo vorwärtsbewegten. Lächelnd betrachtete Alice die unter ihr liegende Welt. So viele Menschen, die es zu überzeugen galt, Herausforderungen, denen sie sich stellen musste, und Spannendes, das sie erwartete ... Seit sie die Seminare zur Persönlichkeitsentwicklung bei Toby Collins besuchte, hatte sie so viel Selbstvertrauen hinzugewonnen, dass sie trotz des herrschenden Konkurrenzkampfes mit ihrer Arbeit zufrieden war.

Sie atmete erneut tief ein und entspannte sich. Um diese Zeit war Théo mit der Tagesmutter zu Hause. Bei Paul würde es spät werden, wie jeden Abend. Vielleicht schlief sie ja schon, wenn das Taxi ihn endlich vor ihrem Wohnblock absetzte. Wie kämen die Nachttaxen nur über die Runden, wenn es keine Anwaltskanzleien gäbe?

Es wird Zeit, dass wir Urlaub machen, dachte sie, dass wir mal wieder etwas Zeit füreinander haben. Wenn ihr Team den Katar-Vertrag an Land zog, würde sie eine Gehaltserhöhung bekommen, so viel stand fest. Oder eine ordentliche Prämie. Die könnte man ihr nicht ausschlagen. Und damit könnte sie dann eine schöne Reise mit der ganzen Familie machen. Wie wäre es zum Beispiel mit Australien? Australien ... ein Jugendtraum, den sie noch nicht verwirklicht hatte.

Das Telefon klingelte. Es war ihr Vater.

»Ich bin bei der Arbeit, Papa.«

»Liebes, kommst du dieses Wochenende nach Cluny?«

»Ja, ganz bestimmt.«

»Das freut mich aber! Kommt Paul auch mit?«

»Wenn er nicht zu viel Arbeit hat und ausnahmsweise mal nicht bei seinen Mandanten im Gefängnis in Fresnes oder Fleury-Mérogis vorbeischaun muss. Und wenn er seinen Zeichenkurs am Samstag ausfallen lässt. Abgesehen von den Gefängnissen ist das seine einzige Leidenschaft.«

»Grüß ihn von mir«, sagte ihr Vater lachend. »Ach, und heute Morgen habe ich Jérémie getroffen. Er sieht nicht sonderlich gut aus. Seine Mutter macht sich Sorgen, sie redet andauernd über ihn. Sie würde sich sehr freuen, wenn du dieses Wochenende mal nach ihm sehen könntest.«

Jérémie ging es nicht gut? Merkwürdig, dass ihr das bei ihrem letzten Besuch im Burgund gar nicht aufgefallen war. Jérémie ... Seine schlanke Gestalt, die dunkelblonden Haare, die unglaublich hellblauen Augen und diese weichen, sanften Gesichtszüge, die so viel Güte ausstrahlten. Ihre gemeinsame Kindheit in Cluny ... Die Verfolgungsjagden durch die Ruinen der Abtei, die vielen Wetten, die sie miteinander abgeschlossen hatten und bei denen es immer um eines ging: ein Küsschen an Silvester. Ihr schallendes Gelächter zur Erntezeit in den Weinbergen, wenn sie sich versteckten, um die Trauben zu essen, statt sie zu ernten. Ihr erster Kuss mit spitzen Lippen im Alter von neun – da hatte sie die Initiative ergriffen, und er war so rot geworden wie die Tomaten aus Onkel Édouards Garten. Damals träumten sie davon, gemeinsam ans andere Ende der Welt zu reisen, wo man kopfüber ging, nach Australien. Schon damals Australien ...

Der arme Jérémie, es machte sie traurig zu hören, dass es ihm nicht gutging. Nach einem scheinbar mühelos absolvierten Studium hatte er alle mit seiner radikalen Entscheidung überrascht. Da hatte er seinen Master in Nachhaltigkeitsmanagement in der Tasche und sattelte dann ganz unerwartet um, warf alles hin, einfach so.

Jérémie. Er war für sie da gewesen, als sie vor einigen Jahren, noch bevor sie Paul kennengelernt hatte, kurz hintereinander ihre Mutter und ihre beste Freundin verloren hatte. Die Trauer hatte sie in eine regelrechte Existenzkrise gestürzt. Er war ihr eine echte Stütze gewesen, hatte ihr mit Engelsgeduld zugehört und sie emotional aufgefangen.

Jetzt wollte sie ihm helfen, wollte etwas für ihn tun. Nur was?

Sie seufzte und musterte die Menge zu ihren Füßen. In ihrem Job ging es um Krisenkommunikation, nicht um Psychotherapie.

* * *

Das schwere Eingangstor quietschte in den Angeln und ließ sich nur widerstrebend öffnen. Jérémie schlüpfte nach draußen, ließ das Tor mit dem dumpfen Geräusch einer Gefängnistür zufallen, bog nach rechts in die Ruelle Notre-Dame und sog die frische Luft dieses wunderschönen Märztags in sich ein. Das Pflaster unter seinen Füßen leuchtete im Sonnenlicht gelblich braun.

Das schmucklose Finanzgebäude mit den vergitterten Fenstern an der Ecke zur Rue Saint-Odile wirkte geradezu verschlafen im Vergleich zum gegenüberliegenden *Tabac des Arts*, wo gut zehn Leute am Lottoschalter anstanden. Dort die obligatorische Steuer, hier die freiwillige.

Jérémie folgte dem Gässchen bis zur Rue Lamartine, der Hauptstraße Clunys, dieser hübschen, kleinen Stadt, mit ihren pastellfarbenen Fassaden und bunten Schaufenstern. Automatisch zählte er die Gäste, die auf der Terrasse des

Cafés *La Nation* Kaffee tranken, und kam auf sechsunddreißig. Kaffee, so dachte er, hält den Geist zwar wach, erweckt ihn aber nicht.

Etwas weiter, beim zweiten Tabakladen, standen vierzehn Leute am Lottoschalter an und waren ebenfalls im Begriff, auf den Zufall zu setzen, um ihr Leben zu verbessern.

Bei Dupaquier, der Fleischerei, der Gerüche entströmten, die selbst einen Vegetarier bekehrt hätten, zählte Jérémie zweiundzwanzig Leute, und im *Panier Voyageur* standen etwa ein Dutzend und verkosteten Käse und Wein.

Er machte kehrt und ging die Straße hinauf. Die waagrecht stehende Sonne brachte die in Stein eingefassten Türstöcke, die Pilaster, Säulen, Kapitelle und andere Elemente der romanischen Architektur der Fassaden zur Geltung. Auch bei Wolff, dem ausgezeichneten Optiker, drängten sich zahlreiche Kunden, zweifelsohne auf der Suche nach einer besseren Sicht. Aber würden sie danach auch in ihrem Leben klarer sehen?

Auf der Terrasse der Konditorei Germain, deren Ruf über die Berge des Beaujolais hinausreichte, verteilten sich vierunddreißig Leute auf die Tische. Jérémie lächelte. Der Mensch gibt sich der Schlemmerei hin, dachte er, wenn seine Seele nur danach trachtet, den Leib zufriedenzustellen.

Er bog nach rechts in die Rue Municipale, die zur Abtei führte, vorbei am *Café du Centre*, dessen Inneneinrichtung an die Belle Époque erinnerte und wo sich auf Terrasse und Innenbereich insgesamt achtundzwanzig Gäste verteilten. Die Weinliebhaber im *Cellier de l'Abbaye* schienen noch zahlreicher zu sein. Als er auf der Place de l'Abbaye ankam, umrundete er die riesige Terrasse der *Brasserie du Nord*, die brechend voll war – mindestens siebzig Gäste –, und ging dann weiter durch die Rue du 11-Août-1944, die

Rue Mercière und die Rue de la Barre. Ein Reisebüro versprach seinen Kunden himmlische Orte, was Jérémie ein Schmunzeln entlockte.

Auch der Weinkeller gegenüber, *Au plaisir dit vin*, war gut besucht. Je nachdem, wie man den Namen las, konnte man ihn als *Ein Vergnügen namens Wein* oder aber als *Göttliches Vergnügen* interpretieren. Ein witziges Wortspiel für einen Trank, der das Bewusstsein zwar beeinflusst, es jedoch niemals erheben kann.

Wenige Meter weiter führte die Straße auf den sonnenbeschienenen Platz vor der Kirche. Ein paar Gemeindeglieder plauderten dort miteinander, und Jérémie grüßte sie im Vorbeigehen. Dann drückte er die gepolsterte Tür auf, die sich, während er in den kalten Raum trat, mit dem gedämpften Geräusch eines Blasebals hinter ihm schloss.

Das düstere Innere war vom Geruch nach nassem Stein erfüllt und leicht von Weihrauch durchdrungen. Jérémie ging durch eines der Seitenschiffe bis zum Chor. In der Stille, die in diesem Gebäude vorherrschte, waren seine Schritte kaum zu hören. Er trat in die Sakristei und wartete dort im Halbdunkel. Die Glocken ertönten, und er lauschte ihrem Geläut, das noch lange nach dem letzten Schlag im hohen Steingewölbe nachhallte, bis es ganz verklungen war. Dann ging er langsam zum Altar und wandte sich seiner Gemeinde zu. Die Säulen ragten in das Kreuzrippengewölbe hinauf, lenkten sowohl Blick als auch Geist nach oben, folgten in einer vollkommenen Fluchtlinie aufeinander und vereinigten sich über die ganze Länge des Kirchenschiffs zu erhabenen Spitzbögen. Alles in der Kirche wirkte riesig, schuf einen Raum von beachtlichem Volumen und eine feierliche Atmosphäre. Die Seitenschiffe und selbst der Mittelteil des Kirchenschiffs waren eher dunkel, schaute man jedoch nach oben, entdeckte man ein strahlendes

Licht, das das Gewölbe in eine fast schon übernatürliche Helligkeit tauchte.

Jérémie sah auf die versammelten Gläubigen hinab.

Zwölf.

Zwölf Leute hatten auf den Stühlen Platz genommen.

Verteilt auf die ersten Reihen.

Er fing mit dem Gottesdienst an.

2

NACH DEM GOTTESDIENST BEGLEITETE JÉRÉMIE die Gemeindemitglieder auf den Vorplatz. Das Sonnenlicht wurde von den alten, schlecht verfugten Pflastersteinen zurückgeworfen und ließ die mittelalterlichen Fassaden des kleinen Platzes erstrahlen.

Zwei etwas betagtere Damen gesellten sich zu ihm und tauschten sich mit ihm über die Organisation des Wohltätigkeitsbasars aus. Victor, der alte pensionierte Winzer, trat näher und überreichte ihm ein Etui.

»Hier, Pater Jérémie, das möchte ich Ihnen schenken.«

Er war allen in Cluny ein Begriff, man nannte ihn den »Schlossherrn« und erkannte ihn schon von weitem an seinem beeindruckenden, wenn auch etwas altmodischen Erscheinungsbild: die immer gleiche Tweedjacke mit Fischgrätenmuster, markante Gesichtszüge und widerspenstige weiße Haare à la Karajan. Inzwischen war er halb taub, kaschierte diese Schwäche jedoch mit einer vorgespielten Autorität, die sein freizügiges Wesen nur schlecht verbarg, und er hatte leichtes Übergewicht, so dass er trotz seiner geringen Größe einiges an Platz beanspruchte.

Jérémie öffnete die Schatulle.

»Eine Uhr?«

»Verstehen Sie das jetzt nicht falsch! Mir ist nur aufgefallen, dass Sie keine haben.«

»Das ist aber eine sehr schöne Uhr ...«

»Wie bitte?«

Sein Freund Étienne kam ihm trotz seines Stotterns zu Hilfe. Er war schwächling und von kleiner Statur, hatte sanfte Gesichtszüge, schlohweißes Haar, das er zu einer Seite kämmte, und sein Blick war ausgesprochen warmherzig. Das Paar aus einem Tauben und einem Stotternden war weniger skurril, als es auf den ersten Blick schien: Étiennes Handicap, das bei einem vertraulichen Gespräch deutlich hervortrat, wurde schwächer, wenn er lauter sprechen musste, damit Victor ihn verstand.

»Pater Jérémie hat gesagt ... dass sie ... s-s-s... sehr schön ist!«, brüllte er ihm ins Ohr.

»Ah ... die ist französisch, hergestellt in der Franche-Comté. Eine der letzten ...«

Étienne war ein ehemaliger Angestellter des Winzers. Im Laufe der Jahre war die hierarchische Distanz immer mehr verschwunden, und seit der Rente erlaubte Victor ihm sogar, dass er ihn duzte. Manchmal explodierte der Schlossherr wegen einer Lappalie und seine Wut ergoss sich über Étienne. Der jedoch lachte nur darüber und ließ sich von den Ausbrüchen seines ehemaligen Chefs nicht aus der Ruhe bringen. Beide hatten sie die Verantwortung an die nachfolgende Generation abgegeben, und die älteste Tochter des Schlossherrn hatte sich mit Étiennes Sohn zusammengetan. Solange die Eltern den Wein noch hergestellt hatten, war er etwas bitter gewesen – böse Zungen behaupteten, sie hätten die Fässer schlecht ausgewaschen. Und doch hatte er sich zu einer Zeit, als die Franzosen noch täglich Wein konsumierten, ganz gut verkauft. Heutzutage könnte sich ein solcher Wein nicht lange halten. Die Kinder hatten hart daran gearbeitet, ihn zu verbessern, was ihnen durch anhaltende Anstrengungen auch gelungen war. Inzwischen wurde er in der Region sehr geschätzt, doch sein Ruf reichte kaum über Mâcon hinaus.

»Das ist sehr nett von Ihnen«, sagte Jérémie laut, damit Victor ihn auch hörte.

»Bei Pradille erstanden, Rue Mercière, einer der wenigen Uhrmacher, die noch wissen, wie man ein Uhrwerk zum Reparieren auseinandernimmt ...«

»Guten Tag, Pater Jérémie«, sagten Germaine und Cornélie fast im Chor.

Diese beiden Alten waren für ihre Lästereien bekannt und hießen allseits nur »die beiden Bigotten«. Germaine, mit aufmerksamem Blick, schwarz gefärbten Haaren und einer eher großen, gekrümmten Nase, hatte eine Vorliebe für lange Hosenröcke aus dunklem Samt, zu denen sie weiße Söckchen trug, deren Farbe an ihre Haarwurzeln erinnerte. Cornélie hingegen wurde eins mit ihrer Umgebung, denn ihre Persönlichkeit sowie ihr Aussehen waren völlig unscheinbar: gelblich beige gefärbte Haare, beigefarbene Strickjacke, beigefarbener, fast bodenlanger Faltenrock, dazu beigefarbene Mokassins mit Noppen. Manchmal ließ sie sich zu einer ausgefallenen Note hinreißen: ein mit grünem Samt überzogener Haarreif.

Jérémie grüßte die beiden, verabschiedete sich und ging zurück in die Kirche. Während er das Kirchenschiff durchquerte, schweifte sein Blick über die leeren Bänke, und sobald er in der Sakristei war, zog er die Stola und das Priestergewand aus. Gedämpfte Schritte und das leise Rascheln von Stoff verrieten ihm, dass eine der Schwestern, die in einem Flügel des Pfarrhauses in einer Gemeinschaft lebten, zugegen war. Er trat zu ihr und reichte ihr das Etui.

»Verkaufen Sie sie und geben Sie das Geld den Armen«, sagte er.

Lächelnd nahm die Schwester die Schatulle an sich.

Er erinnerte sich an den Pfarrer von Ars, der im 19. Jahrhundert ebenfalls eine Uhr, die als Geschenk für ihn ge-

dacht war, an die Bedürftigen weitergegeben hatte. Als der Schenker davon erfuhr, überreichte er ihm eine weitere und dann noch eine, bis er verstand, dass der Pfarrer niemals eine Uhr für sich behalten würde. Also beschloss er, ihm eine zu leihen, und stellte danach zufrieden fest, dass er sie endlich trug. Jérémie sah den Pfarrer von Ars häufig als seinen Mentor an.

Er betrat die enge Wendeltreppe zum Kirchturm und stieg hinauf, bis er ganz oben, unter der Kuppel an der frischen Luft stand. Er kam oft hierher, um Abstand zu gewinnen und durchzuatmen.

Er setzte sich auf das Gesims. Die kühle Luft roch nach Natur und Bäumen. Von hier oben hatte man einen herrlichen Blick über die ziegelgedeckten Dächer von Cluny, deren Farbe an die dunkelrote Schale der Passionsfrucht erinnerte. Man sah flache Ziegel oder auch halbrunde, wie man sie aus dem nahe gelegenen Süden kannte, und ihr Rot kontrastierte mit dem strahlenden Blau des Himmels. Die Sicht reichte bis zu den waldbedeckten Hügeln, die die mittelalterliche Stadt umgaben.

Zwölf Leute ...

Er war jung, hatte das Leben noch vor sich und widmete es dem Gottesdienst ... für zwölf Leute. Unhörbar atmete er einmal tief durch. Er wollte die Menschen auf den Weg der Erleuchtung führen, ihnen geistige Nahrung bieten, sie in die Freude führen ... Zwölf Leute. Im nächsten Moment warf er sich vor, dass er so dachte. Brachte ihn nicht der Stolz dazu, sich so zu beklagen? Träumte er nicht davon, dass die Gläubigen in Scharen zu ihm strömten? Er schüttelte den Kopf. Nein, seine Aufrichtigkeit war echt, seine Motivation rein, frei von eigennützigem Streben. Eine wahre Berufung. Doch wie sollte man seiner Berufung nachkommen, wenn die Zuhörerschaft fehlte? Zwölf Ge-

meindemitglieder, hauptsächlich alte Menschen, von denen die Hälfte nur aus Gewohnheit kam und die andere Hälfte aufgrund eines ängstlichen Aberglaubens, jetzt, wo der Tod näher rückte ...

Jérémie sah einem vorbeifliegenden Vogel nach, der dicht über die Dächer hinwegsegelte und dann hinter dem Turm der Abtei verschwand, der in den blauen Himmel ragte. Die Abtei oder besser das, was davon noch übrig war. Ein Großteil war während der Revolution zerstört worden, die Dorfbewohner hatten sie als Steinbruch genutzt ... Dabei war sie einst eine Hochburg des Christentums gewesen, Hauptsitz eines Ordens, der über zwölfhundert Abteien und Priorate in ganz Europa herrschte und fast zehntausend Mönche zählte. Der Einfluss ihres Abtes war beachtlich gewesen, er hatte direkt dem Heiligen Stuhl unterstanden, und auch etliche Päpste waren aus Cluny hervorgegangen. Was war davon heute noch übrig? Zwölf Anhänger, die sich in einer Kirche verloren, die für vierhundert Gläubige errichtet worden war.

Er sog die reine Luft in sich auf. Unten, ganz da unten, sah man die Leute als winzige Gestalten durch die Einkaufsstraße und die angrenzenden Gässchen gehen. Lange betrachtete er sie und dachte an all die Seelen, zu deren Erweckung er so gerne beigetragen hätte, würden sie nur zu ihm kommen. Doch dafür mussten die Menschen wacherüttelt werden, sie mussten eine Ahnung davon bekommen, dass es noch etwas anderes gab als Geld und gewöhnliche Vergnügungen wie Einkaufen, Videospiele, Sex und Fernsehen. Aber war das überhaupt noch möglich? Er kam sich vor wie einer der letzten Vertreter einer vom Aussterben bedrohten Religion, seine Motivation war erlahmt, und die Sinnlosigkeit seiner Bemühungen machte ihm schwer zu schaffen.

Manchmal dachte er daran zurück, wie er während seines Masterstudiums in Nachhaltigkeitsmanagement ein Kohlebergwerk besucht hatte. Dem Geschäftsführer war nicht klar gewesen, dass er für eine längst überholte Form der Energiegewinnung eintrat. Er machte weiter, als hätte sich nichts verändert, sprach über seine Tätigkeit, als wüsste er nicht, dass er immer weniger Kunden und immer weniger Arbeiter hatte und dass sein Bergwerk dazu verdammt war, früher oder später zu verschwinden. Jérémie hatte damals Mitleid mit ihm gehabt. Und jetzt fragte er sich, ob es ihm nicht ähnlich erging. Mal abgesehen davon, dass Kohle schlecht für die Menschen war. Die Arbeiter fuhren im Bergwerk hinunter in die Eingeweide der Erde, und wenn man sie am Abend wiedersah, waren sie ganz schwarz. Das Verschwinden der Kohle mochte ja das Anzeichen einer positiven Entwicklung sein. Die Spiritualität hingegen erhob die Menschen in höhere Sphären. Wenn sie verschwand, was blieb dann noch?

Jérémie seufzte. Er fühlte sich ohnmächtig, entmutigt, lethargisch. Und doch akzeptierte er in gewisser Weise seine Niedergeschlagenheit. Irgendwo tief in seinem Inneren ahnte er: Aus der dunkelsten Finsternis entspringt das Licht.

3

DIE TÜR SCHLOSS SICH MIT einem zischenden Geräusch hinter der Nachbarin, die ein Stockwerk unter ihnen wohnte und erst vor kurzem eingezogen war, dann fuhr der Aufzug weiter nach unten. Eine blonde, elegante, um nicht zu sagen höchst versnobte Erscheinung. Wütend starrte Alice auf die aufleuchtenden Zahlen der Stockwerke, die vorüberzogen, und umklammerte dabei die Hand ihres Sohnes. Warum lächelte ihr Mann dieser Schnepfe zu? Es war keine Kunst, sich so herauszuputzen, wenn man sich nicht um ein Kind kümmern musste, die Hälfte seines Einkommens für Klammotten ausgeben und jeden Morgen eineinhalb Stunden mit Schminken zubringen konnte. Und ihr Mann ließ sich davon blenden. Einfach unerträglich.

Im Erdgeschoss öffnete sich die Tür. Die Schöne stöckelte auf ihren hohen Absätzen zum Ausgang, die kleine Gucci-Handtasche über der Schulter. Alice zog ihren Sohn und ihren Delsey-Koffer hinter sich her zum Taxistand. Paul folgte ihnen, eine Reisetasche in der einen Hand, in der anderen das Handy, auf dem er im Gehen E-Mails oder irgendwelche Onlineartikel las.

Zwei Stunden später parkten sie das am TGV-Bahnhof von Mâcon gemietete Auto vor dem Haus ihres Vaters in Cluny. Es stammte aus dem 18. Jahrhundert, hatte hohe weiße Sprossenfenster, provencegrüne Fensterläden und eine hübsche, blassrosa gekalkte Fassade, die von Glyzinien überwuchert war. Théo rannte los und klingelte

Sturm. Sein Großvater öffnete, und der Junge huschte an ihm vorbei.

»Die Schaukel interessiert ihn mehr als ich«, sagte der alte Mann lachend. »Hattet ihr eine gute Fahrt?«

Alice küsste ihren Vater zur Begrüßung auf die Wangen. Paul reichte ihm die Hand. Wie bei jedem Besuch stellte sie beglückt fest, wie fröhlich er trotz seines fortgeschrittenen Alters war. Sein strahlendes Gesicht war von unzähligen Falten durchzogen, die sich gleichmäßig um seine blauen Augen verteilten und bis unter das feine weiße Haar reichten.

Sie gingen hinein und begrüßten Madeleine, die Mutter von Jérémie, die mit einer Tasse Tee in der Hand am Tisch saß. Paul verschwand mit dem Gepäck nach oben.

»Ich gehe jetzt«, sagte Madeleine und stand auf. »Ich lasse euch allein.«

»Aber nein, bleiben Sie doch!«, widersprach Alice.

»Ich will euch nicht mit meinen Geschichten langweilen. Ich habe deinem Vater erzählt, was für Sorgen ich mir um Jérémie mache. Ich bin ziemlich beunruhigt.«

Sie ging zur Tür.

»Papa hat da etwas angedeutet.«

Auf der Türschwelle drehte sich die ältere Frau um und schaute Alice nachdenklich an. Ein trauriges Lächeln umspielte ihre Lippen.

»Wenn man bedenkt, dass er zwischen seiner Liebe zu Gott und der zu dir hin- und hergerissen war ... Er hätte dich wie eine Göttin verehrt, da bin ich mir sicher. Hätte er sich doch nur für dich entschieden! Dann würde es ihm jetzt besser gehen.«

Sprachlos schaute Alice ihr nach.

»Willst du eine Tasse Tee, mein Schatz?«, rief ihr Vater aus dem Wohnzimmer.

»Ich komme schon.«

Vor ihrem geistigen Auge rauschten die Erinnerungen vorbei. Vor vielen Jahren hatte Jérémie tatsächlich einmal versucht, sie zu verführen. Wenn auch ziemlich ungeschickt. Sie hatte nicht mit seinen Gefühlen gespielt und ihm keine Hoffnungen gemacht: Ihre Freundschaft war ihr sehr wichtig, aber mehr würde nicht daraus werden. Er war nicht beleidigt, niedergeschlagen oder sonderlich aufgebracht gewesen, und ihre Freundschaft hatte weiter bestanden, als sei nichts vorgefallen. Nur eine vorübergehende Anziehung, hatte sie daraus geschlossen. In einem Alter, in dem man schnell glaubt, in die Person verliebt zu sein, mit der man viel Zeit verbringt. Nie hätte sie gedacht, dass er so verliebt in sie gewesen war. Wann genau war das gewesen? Wahrscheinlich kurz vor seinem Eintritt in das Priesterseminar.

Nervös biss Alice sich auf die Lippen.

Sie dachte an die Krise, die sie durchgemacht hatte, als sie von der Trauer überwältigt war. Das war nur kurz danach gewesen. Und Jérémie hatte sie unterstützt, ihr zugehört und geholfen, als sei nichts geschehen, trotz seiner unerwiderten Liebe.

»Hier, mein Schatz, ich habe dir schon eingeschenkt.«

»Danke, Papa.«

Geistesabwesend führte Alice die Tasse an die Lippen und verbrannte sich die Zunge. Blind. Genau das war sie. Früher blind für Jérémies Zuneigung und jetzt blind für seine Niedergeschlagenheit. Während der Wochenenden in Cluny hatte sie ihn regelmäßig getroffen, ohne je etwas zu bemerken. Nichts. Sie war so eingebunden in ihren Beruf, dass sie ihren engsten Freunden nicht zur Seite stand ...

Mit einem Mal kam sie sich egoistisch vor. Beklommen dachte sie daran, wie herzlich Jérémie auf ihren Mann zu-

gegangen war. Er war ein Heiliger, dieser Jérémie. Jetzt musste sie ihm helfen, etwas für ihn tun. Egal was, Hauptsache, es ging ihm besser. Das hatte er verdient, das war sie ihm einfach schuldig.

* * *

»Wo bringst du mich denn hin?«, fragte Jérémie lachend.
»Ich bin es nicht gewohnt, gekidnappt zu werden, sobald ich das Pfarrhaus verlasse!«

Alice sauste mit dem kleinen roten Mietauto von Peugeot recht schnell über die Landstraße, die aus Cluny herausführte.

»Nach Chapaize. Zum *Saint Martin*.«

»Wir fahren einfach so zum Essen nach Chapaize?«

»Komm schon, das ist ja nicht das Ende der Welt. In einer Viertelstunde sind wir da. Außerdem haben wir dort mehr Ruhe als in Cluny, wo dich alle kennen.«

»Kommt deine Familie nach?«

Alice schüttelte den Kopf.

»Paul entspannt sich zu Hause. Er bringt Théo das Zeichnen bei. Das ist das Einzige, wofür er sich begeistert, abgesehen von den Paragrafen.«

Wenige Minuten später lenkte Alice das kleine Auto durch die Landschaft voller Weinberge, die von bewaldeten Hügeln gekrönt wurde. Sie öffnete das Fenster, und wunderbar duftende Luft strömte herein.

Sie parkten am Eingang des friedlichen Dorfes, durchquerten es zu Fuß und ließen sich auf der kleinen Terrasse des *Saint Martin* in der Sonne nieder, direkt gegenüber der romanischen Kirche mit dem wunderschönen viereckigen

Turm, der in den Himmel aufragte. Chapaize war ein sehr ursprüngliches Dorf mit alten Steinhäusern, manche davon waren noch in hellen Tönen mit Kalk verputzt, wie es früher üblich war, und viele waren mit Balkonen und Taubenschlägen versehen und über und über mit Glyzinien bewachsen.

»Kommst du oft hierher?«, fragte Jérémie.

»Ziemlich oft, ja. Das ist eins meiner Lieblingsrestaurants.«

Kaum hatten sie ihre Bestellung aufgegeben, brachte man ihnen den gewünschten Weißwein. Der wurde im Burund üblicherweise als Aperitif gereicht.

Sie hob ihr Glas.

»Auf die kleine leckere Sünde, die wir heute Mittag begehen werden!«

Sie stießen an, dann nahm sie einen Schluck. Mhmm ... göttlich.

»Besser als der Messwein, oder?«

Jérémie begnügte sich mit einem Lächeln.

Schweigen breitete sich aus.

»Ich habe deine Mutter getroffen ...«

Keine Reaktion.

»Sie ... sie macht sich Sorgen um dich.«

»Mütter machen sich immer Sorgen.«

Schweigen.

Vom Kirchturm auf der anderen Straßenseite erklang ein einzelner Glockenschlag, der lange nachhallte und nur langsam schwächer wurde, ehe er ganz verebbte. Große Stille lag über dem Dorf, man hatte das Gefühl, als sei die Zeit hier stehengeblieben. Es war Ende März und noch immer kühl, aber die kräftigen Sonnenstrahlen streiften einem sanft über das Gesicht und wärmten die hellen Steine des Kirchturms und die vorgeblendete Fassade.